

(Nachdruck verboten.)

J

## Marusia.

Von B. G. Korolenko.

Die Unbekannte nickte schweigend, während in den ausdrucksvollen Augen allmählich die Neugier die Furcht besiegte. Sie richtete sich auf und lehnte sich sogar über den Zaun, um uns von Kopf bis Fuß mit einem raschen Blick zu mustern. Aber diese kurze Prüfung mußte resultatlos verlaufen sein, denn sie blickte uns noch immer verständnislos an. Ihre Angst schien nicht stärker geworden zu sein, war aber auch nicht verschwunden, und die Neugierde war nicht befriedigt. Aber ihre schwarzen Augen blickten uns nicht besonders wohlwollend an. Die braune Schöne hoffte wahrscheinlich, daß wir auf keine Einladung warten, sondern uns nach einem kurzen Bescheid über den richtigen Weg entfernen würden.

Aber wir hatten keine Eile und die Sache interessierte uns.

„Wem gehört die Hütte?“ fragte mein Gefährte.

„Wozu fragt Ihr?“ antwortete die Unbekannte mit einer kurzen Gegenfrage, fügte aber gleichzeitig hinzu:

„Dem Stepan und mir.“

„Was wollt Ihr noch und warum reitet Ihr nicht weiter, schien ihr Blick zu fragen.“

Wir hatten schon früher von Stepan gehört, man hatte uns auch erzählt, daß er eine schöne Hausfrau habe. Jemand ein lustiger Affessor hatte es uns gesagt, ein lebensfroher, gutmütiger Geselle, aber als der Postmeister bei dieser Gelegenheit einen losen Witz machte, hatte er den Kopf geschüttelt und die Brauen ernsthaft zusammengezogen.

„Nein Brüderchen, da seid Ihr auf dem Holzwege, dort draußen am See bei den beiden... na wie nennt man's denn in den Büchern?“

„Eine Idylle“, flüsterte einer von uns.

„Ja, ganz recht, eine Idylle. Denn Stepan ist ein schöner Kerl und ein verteuflerter Kopfschneider dazu, und dann halten sie sich auch für ein geselliges Ehepaar, weiß der Teufel, sie sagen, sie sind getraut nach Landstreicherart.“

Im allgemeinen ist das Einzelgewicht eines einzelnen Menschen stärker, je einsamer die Gegend ist, die er bewohnt, und Stepan's Name wurde in unserer Niederlassung häufig und stets mit einer gewissen Achtung genannt. Wir kennen Stepan recht gut, rühmten sich die Kolonisten. Wir waren bei Stepan, wir haben Stepan gesehen, erzählten die Jakuten und nickten lustig mit ihren Köpfen. Man erzählte sich, daß sogar der Bischof auf einer Reise durch den Sprengel bei Stepan eingekehrt war... Natürlich interessierte uns beide die Sache jetzt auch.

„Wo ist denn der Wirt?“ fragte ich mit einem hilflosen Blick, indem ich krampfhaft nach irgend einem Vorwand suchte.

„Stepan ist nicht da, der ist ins Dorf gefahren und kommt nicht so bald wieder,“ antwortete die junge Frau sichtlich erboht.

Ihre schwarzen Augen hefteten sich mit gehässigem Ausdruck auf meine Jacke. Sie war aus Kamelhaar mit aufgesetzten Streifen an den Nähten, in der Art, wie die Goldgräber sie tragen. Ein Mann mit einer solchen Jacke schien ihre Gunst ein für allemal verschert zu haben.

„Na, also fahrt mit Gott,“ sagte sie plötzlich ganz offenherzig, „Stepan ist nicht da.“

In demselben Augenblick ertönte ein Schuß auf dem andren Ufer des kleinen Sees. Ein weißlicher Rauch stieg auf und aus dem Gestrüpp trat ein Mann hervor. Die aufgeschreckten Enten erhoben sich schwerfällig, streckten die sichelartigen Flügel, und die schweren runden Körper bewegten sich langsam über dem Wasser. Die kleinen Falken flogen schreiend, mit kurzen Flügel schlägen über den See, die Oberfläche des Wassers bewegte sich, das ruhige Bild war mit einem Schläge zerstört.

Aber das dauerte nur einen Augenblick, dann verschwanden die Kreise auf dem Wasser und der See wurde wieder spiegel-

glatt und ruhig. Die Enten verschwanden hinter dem Walde, und wieder umfing uns die sibirische Ruhe. Die junge Frau war bei dem Schuß zusammengezuckt und schaute nach dem See hinüber. Auf einem kleinen, roh aus Balken gezimmerten Floß mit einer langen Stange als Ruder in der einen Hand näherte sich jetzt der Jäger der Mitte des Sees, wo seine Beute noch lag, zwei durch die Brust geschossene Enten. Die andre Hand hatte er über die Augen gelegt und spähte zu uns herüber. Wir waren noch nicht von unströmen Pferden gestiegen und unsre Gestalten mußten vom See aus sichtbar sein.

„Und was ist das?“ fragte ich lachend. Die junge Frau war einen Augenblick verwirrt, dann zuckte sie mit den Achseln und setzte wieder die frühere herausfordernde Miene auf. Sie schien absolut nicht gewillt zu sein, sich in die Enge treiben zu lassen oder auch nur viele Umstände mit uns machen zu wollen. Wahrscheinlich fand sie, daß sie uns dadurch zu viel Ehre erweisen würde.

Nach wenigen Minuten war der Jäger am Ufer und näherte sich uns freudig mit raschen Schritten.

### III.

Der Hausherr schien gastfreundlicher zu sein, als die schöne Wirtin. Er sprang über den Gartenzaun und kam uns mit eiligen Schritten entgegen, quer über die Beete, um den Weg abzukürzen. Seine Bewegungen waren rasch und hastig, als wenn er Angst hätte, wir könnten weiterreiten, ohne uns aufzuhalten. Als er nur noch zehn Schritte von uns entfernt war, warf er die Flinte und die beiden Enten auf den Boden und zog höflich die Mütze.

„Marusia, Du Narrin,“ sagte er grob, „warum bittest Du die Gäste nicht in die Hütte.“

Die Frau zuckte wieder mit den Schultern und schaute ihn ebenso herausfordernd an, wie sie uns angeblickt hatte. In dem Blick lag Widerwillen gegen uns und Eigensinn.

„Geh, stell den Samowar auf,“ rief er. „Rühr Dich!“ „Bitte, steigen Sie doch von den Pferden,“ wandte er sich dann wieder zu uns. „Brave Beute empfangen wir gern.“

Marusia schaute uns noch einmal mit näiver Bedenklichkeit an; ihre Zweifel über meine Jacke schienen noch immer nicht gelöst. Wie dem auch war, dem prüfenden Blick folgte ein leichtes entzündendes Lächeln, das uns aber eher Waffenstillstand als vollen Frieden zu verkünden schien. Sie hückte sich, hob die Flinte und die erbeuteten Enten vom Boden, und ihre schlankte Gestalt entfernte sich rasch mit graziösen Biegungen in den Hüften. Die nackten braunen Füße, die unter dem kurzen Rock hervorlugten, schritten geschickt und grazios durch die schmalen, tiefen Gänge zwischen den Beeten.

„Die Herren müssen schon verzeihen, sie ist ein bißchen,“ sagte Stepan entschuldigend, und mit leiser Stimme fügte er hinzu:

„Sie hat Sie gewiß für Goldgräber gehalten; sie hat solche Angst.“

„Warum denn?“

„Man hat mich mitgerufen, in die Goldgräbereien“, sagte er und blickte zur Seite.

„Gaben Sie keine Angst, Marusia,“ rief ihr mein Gefährte lachend nach, „wir werden Ihren Stepan nicht mit-schleppen.“

Sie ging noch rascher.

„Sie glaubt's nicht,“ erklärte Stepan mit einem Anflug von Stolz in der Stimme.

Er sprang über die Umzäunung und führte unsre Pferde in den Hof. Er war ein sehr großer Mann, breitschultrig und dabei doch schlank. Die Augen waren hellblau, die Haare blond und der fast weiße Schnurrbart bildete einen sonderbaren Kontrast mit dem roten gebräunten Gesicht. Man hätte ihn fast schön nennen können; nur der Blick war von so einer sonderbaren Stumpfheit, wie ein Schleier lag es über den Augen, und der weiße Schnurrbart auf dem dunklen Gesicht erinnerte an das Negativ einer Photographie. Die Lippen waren sehr voll und bildeten eine eigentümliche Linie; etwas Rohes lag darin, etwas was den sympathischen Gesamteindruck

störte. Etwas Sprödes, Anormales lag in der ganzen, sonst so kräftigen Gestalt dieses originellen Menschen. Er erzählte uns übrigens nachher, daß er ein Kosak aus der Donsker Gegend sei.

„Glück zu!“ sagte mein Gefährte lachend zu mir, während Stepan sich mit den Pferden entfernte. „Weiß der Teufel, eine wirkliche Jdyll!“ fügte er, den Tonsfall des Affessors Fedosiejew nachahmend, hinzu. „Jetzt werden Sie ihn natürlich ansfragen und dann alles niederschreiben. Wir kennen das schon.“

IV.

Noch eine halbe Stunde lagen wir auf dem saftigen Rasen in der Nähe der Hütte. In der Mitte brannte ein Reisigfeuer, und in einem eisernen Kessel kochte das Wasser.

Die große Stille und Einsamkeit hatte wieder ihre Herrschaft angetreten, die Falken und Geier schossen krächzend durch die Luft, durch die Lärchen ging ein leises Rauschen, und die Enten lagen wieder ruhig, wie ein dunkler massiger Fleck auf dem See, der Schuß und der Tod zweier Gefährten, alles schien wieder vergessen.

„Sie sind also neugierig?“ begann Stepan. Er saß in halbbliegender Stellung am Feuer, das Gesicht der Hütte zugewandt, wo Marusia vor der Thür das Essen zubereitete.

„Ja, Brot allein genügt ihm nicht,“ sagte mein Gefährte scherzend, „und er schreibt alles gleich auf.“

„Na, warum nicht,“ antwortete Stepan, „ich will Euch was sagen; wenn man alles beschreiben wollte, was ich schon erlebt habe, es würde eine schöne Geschichte heranskommen.“

Die Schwäche der meisten seiner Schicksalsgefährten, die oft und gern die Geschichte ihrer Abenteuer und ihrer Verurteilung erzählen, schien auch ihm nicht ganz fremd zu sein. Uebrigens sind die Biographien dieser Leute, wenn man ihnen in der dumpfen Kammer oder am Feuer lauscht, oft im Stande, das lebendigste Interesse und die größte Aufmerksamkeit zu erwecken. Ich liebe derartige Geschichten, wenn sie auch oft infolge der Ruhmredigkeit oder der lebhaften Phantasie des Erzählers nicht ganz wahrheitsgetreu sind, aber jetzt interessierte mich Marusias Geschichte, und ich fürchtete eine allzulange Einleitung. Mein Gefährte merkte es.

„Ach, wo denn alles“, sagte er mit leichter Ironie. „Erzählt uns lieber, wie Ihr Euch habt trauen lassen, nach Landstreicherart.“

„Sie haben was davon gehört?“

„Ja, wie soll man nicht hören? Die Welt ist voll von Geschichten und Gerüchten.“

„Wie ist sie nach Sibirien gekommen?“ unterbrach ich meinen Gefährten. Ich hatte Angst, Stepan würde sein leicht ironischer Ton verkehren. „Ich denke, sie ist einfach mit Ihnen mitgegangen.“

„Oder sie ist ihrem alten Mann fortgelaufen“, unterbrach mein Gefährte mich wieder.

„Nein, Ihr Herren, Ihr irrt Euch. Sie war zu Zwangsarbeit verurteilt.“

„Warum?“ entschlürpfte es mir unwillkürlich.

„Meiner Treu, ich weiß nicht,“ antwortete Stepan verlegen. Er schien aufrichtig bekümmert, meine Neugier nicht befriedigen zu können. „Sie spricht nie darüber. Wenn ich sie einmal frage, dann fängt sie an zu weinen und zu schluchzen und dann zittert sie so wie verrückt. „Lieber schlag mich gleich tot,“ sagt sie. Und wovor fürchtet sie sich denn, so ein dummes Weib? Ich hab' nach Hause geschrieben, aber hier, wen geht's hier an?“

„Nun gut,“ unterbrach ich ihn. Ich hatte Angst, daß seine Stimme bis zu Marusia dringen könne, die das Geschirr auf der Rasenbank vor der Hütte wusch.

(Fortsetzung folgt.)

**Ackerbau in China.**

Die Chinesen teilen den Mittelstand ihres Volks in vier große Klassen ein: Litteraten, Landleute, Kaufleute und Handwerker. Die Reihenfolge ist nicht willkürlich, sondern gleich nach den Litteraten, die ihren Confucius und Mencius auswendig können, kommen die Landleute. Schriftlich — in Erlässen und Vorschriften der Beamten sowie in Urkunden oder Büchern — wird die angegebene Reihenfolge genau eingehalten. Im Verkehr der verschiedenen Stände miteinander ist es dagegen im Reiche der Mitte nicht anders als in sämtlichen Kulturstaaten; der manierliche Bewohner einer Großstadt sieht auf den plumpen Bauer herab. Die Regierung führt indessen alljährlich den Städten die Wichtigkeit, die der Ackerbau

in ihren Augen hat, zu Gemüte. Denn nicht nur der Sohn des Himmels in höchstehender Person führt einmal jährlich die Pflugfeier, wie dies ja aus dem Schillersehen Rätsel jedermann bekannt ist, sondern auch der höchste Mandarin in jeder einzelnen Stadt.

Die Bewohner der süd- und ostasiatischen Länder haben vor denen des regenarmen Amerasiens einen unermeßlichen natürlichen Vorteil: das sind die Niederschläge, die der Südwestmonsun mit sich bringt. Ohne diesen regelmäßigen, den Passatwind begleitenden Regen, der nur verhältnismäßig selten in bedenklicher Weise ausbleibt, wäre in dem größten Teile von Indien, China und Japan gar kein Ackerbau möglich. Er ist die Ursache, daß wir die Chinesen seit dem Anbeginn ihrer Geschichte, also seit vier bis fünf Jahrtausenden, als Ackerbauer finden. Zu diesen klimatischen Vorteilen gesellte sich die besonders große Begabung des Volks für die Landwirtschaft. Ausdauer und unermüdlicher Fleiß sind lauter Eigenschaften, worin die Chinesen von keinem andern Volk übertroffen werden. Die schwächste Seite der chinesischen Bauern ist die übermäßige Abneigung gegen das Aufgeben alter und das Einführen besserer Methoden. Zum Beispiel liegt der Rückgang des chinesischen Theehandels größtenteils daran, daß die Theebauern gegen alle Vorschläge von Verbesserungen im Kösten und Packer laub blieben. Sonst hätte der Thee aus Indien und Ceylon diesen nicht so rasch von dem Londoner Markt verdrängen können. Der Unterschied in der Temperatur und sonstige klimatische Verhältnisse verursachen eine außerordentliche Mannigfaltigkeit der Bodenerzeugnisse in dem ungeheuren Reich der Mitte, die fast sämtlich der Ernährung dienen. Baumwolle, Hanf, Indigo und Maulbeerbäume sind ungeschätzte die einzigen wichtigen Ausnahmen von dieser Regel. In neuester Zeit ist hierzu noch der Rohwoll zur Gewinnung des Opiums gekommen. Zwar haben die Chinesen nachweislich schon im vorigen Jahrhundert selbst Opium gewonnen, also lange vor der Zeit, wo es ihnen die Engländer aus Indien brachten. Einen bedeutenden Umfang hat die Mohnkultur jedoch erst seit etwa zehn bis zwölf Jahren angenommen.

Die wichtigste in China wachsende Gahnsfrucht ist bekanntlich Reis. Für die Kultur von gewöhnlichem Reis ist erstes Erfordernis ein schwerer Boden, und zweitens viel Wasser, da die Pflanzen ganz darin stehen müssen. Ueberall also, wo den Feldern nicht durch reichlichen Regen eine genügende Menge Wasser zugeführt wird, muß man es durch künstliche Mittel herbeizuschaffen suchen. Hierin haben die Chinesen eine bedeutende Geschicklichkeit. Es soll vorgekommen sein, daß holländische Ingenieure Deichbrüche des Hoangho für unheilbar erklärten, die die Chinesen trotzdem auf ihre Weise zu stopfen verstanden. Für die Bewässerung der Reisfelder haben sie verschiedene Methoden. Das Beste, was ich in dieser Beziehung gesehen habe, war in Südformosa, wo die Hallas, ein Ursprünglich aus der Provinz Kuangtung eingewanderter, kräftiger und fleißiger Menschenschlag, ausgezeichnete Reissbauern abgeben. Sie wohnen nicht weit vom Fuße des hohen Gebirges, das wie ein gewaltiges Rückgrat die Insel vom Norden nach Süden durchzieht. Nun regnet es in Südformosa vom Oktober bis Mai wenig oder gar nicht, dafür aber um so mehr während der vier Sommermonate vom Juni bis September. Für die erste Reisernte sorgt also die Natur selbst, wenigstens was Feuchtigkeit anlangt; manchmal zerhaut sie allerdings in böser Laune bei Taiunnen die Felder in arger Weise. Für die zweite Reisernte, die in die trockenen Monate fällt, kommt es darauf an, von dem Ueberfluß der Sommerregen eine genügende Menge Wasser aufzuspeichern. Beim Beginn der trockenen Zeit, wo die im Frühling ganz verfliegenden zahlreichen Gebirgsbäche noch voll Wasser sind, werden diese möglichst weit aufwärts abgedämmt. Dann bringt man in dem Damm treppenartig übereinander mehrere wagerecht liegende Reihen von Bambusröhren an, durch die das Wasser in Rinnen von Bambus fließt. Die Rinnen führen unmittelbar auf die Reisfelder, die auf diese Weise fortwährend unter Wasser gehalten werden. Allmählich fällt der Bach, weil er während des Winters wenig Zufuhr erhält. Dann sind die oberen Reihen der Röhren außer Gebrauch, aber nicht die unteren; die höher gelegenen Felder müssen alsdann durch Treppumpen mit Wasser versorgt werden. Der erste starke Regen, der im Mai oder Juni tagelang mit tropischer Heftigkeit niedergeht, schwenmt gewöhnlich den ganzen Damm weg. Die Hallas müssen ihn also in jedem Herbst neu erbauen, was sie unverdrossen thun. Wo die Verhältnisse nicht so günstig liegen wie am Fuße der Berge von Formosa, müssen andre Vorkehrungen getroffen werden, das Wasser zu sammeln. Das geschieht in Teichen und Ausflüssen. Man legt diese nahe bei den Feldern an, auf die man den Inhalt hinaufleiten will, was auf verschiedene Art geschieht. Die gewöhnlichste ist die durch Treppumpen. Da Arbeitskraft in China ungemein billig ist, so wird der primitive Bau dieser Pumpen wenig empfunden. Eine andre Art der Bewässerung ist die, daß zwei Personen einen in der Mitte eines Laues angebrachten kleinen Schöpfseimer unermüdlich zwischen dem Reich und dem Felde hin- und herschwingen. Die Regierung unterstützt den Bauer wenig oder gar nicht. Wie oft habe ich den Kopf darüber geschüttelt, daß bei anhaltender Dürre eine halbe Stunde Wegs von dem mächtigen Hangtseliang mit seiner unerschöpflichen Wassermasse der Reis auf den Feldern verdorrte! Freilich ließe sich der Strom nicht leicht ohne die Anwendung fremder Maschinen für solche Zwecke benutzen, und davon wollen die Mandarinen nun einmal nichts wissen. Der Reis wird erst auf ein kleines Stück Land dicht gesät. Ist er etwa einen halben Fuß hoch geworden, so

pflanzt man ihn aus auf die unter Wasser gesetzten Felder, wobei Männer und Frauen durch den Schlamm waten müssen. Andre Personen, die auf den durch die Felder führenden Fußpfaden stehen, werfen ihnen die Pflanzen zu, von denen immer fünf bis sechs zusammen eingefest werden. Die einzelnen Büschel stehen in einiger Entfernung von einander, damit die Aehren genügend Raum zur Entfaltung haben. Die Kraft der tropischen oder subtropischen Sonne läßt den Reis rasch heranwachsen. Die Felder gewähren, bevor die nahe Reife die Aehre zu bräunen beginnt, aus einiger Entfernung einen prächtigen Anblick. Das volle, saftige Grün ist dem Auge des deutschen Naturfreunds um so wohlthuernder, als er es bei dem Mangel an Wäldern in China sonst nur gar zu sehr entbehrt. Die Chinesen ziehen ihren eignen Reis aus dem andern Länder vor. Die Ausländer sind anderer Ansicht; nur die sehr mittellosen essen einheimischen Reis, während sich die übrigen an den aus Singapur eingeführten halten. Dieser ist weißer und weniger grob als die chinesischen Sorten. Das große Reich vermag seinen eignen Bedarf an Reis nicht zu decken, obwohl das Land am Unterlaufe des Jangtsekiang, der Kornammer Chinas, bei guten oder mittleren Ernten immer große Mengen an die nördlichen und südlichen Provinzen abgeben kann. Wuhu ist der Hauptausfuhrhafen für Reis, ferner Shanghai und Tschiankiang. Ins Ausland darf keiner verschifft werden. Daß Nordchina viel Reis einführt, ist ohne weiteres verständlich, weil dort keine wächst. Daß Südchina an seinen eignen zwei jährlichen Reisernten nicht genug hat, erklärt sich aus der großen Uebersiedelung. Da nun auch die Zufuhr aus Mittelchina nicht ausreicht, so müssen die hinterindischen Länder anshelfen. Die Provinzen Fokien und Kuangtung beziehen viel Reis von da; am meisten kommt nach dem Vertragshafen Amoy in Fokien. Die Insel Saimon erzeugt trotz zweier Ernten gleichfalls nicht genug für den eignen Bedarf.

Während der Süden überall jährlich zwei Reisernten gewährt, ist es hierfür am Jangtsekiang im Winter schon zu kalt. An die Stelle der zweiten Reisernte tritt dort der Weizen, der weiter nach Norden zu, wo der Reis allmählich ganz verschwindet, auf gutem Boden die einzige Ernte ausmacht. Auf großen Strecken der nördlichen Provinzen ist dagegen der Boden für Weizen nicht schwer genug. Dort sät man eine Art Sorghum oder Hirse, auf chinesisch Kao-liang genannt. Diese Halmsfrucht wird weit über mannshoch und bedeckt mit ihren breiten, moissähnlichen Blättern die Ebene oft meilenweit, daß sie aussieht wie ein grünes Meer. Ein Fremder, der in einem Sorghumfelde einmal die Richtung verloren hat, findet sie nicht leicht wieder. Der Theesrauch kommt, wie der Reis, in Nordchina nicht mehr fort, wächst dagegen in allen ihm zugehenden Oertlichkeiten Mittel- und Südchinas. Er ist ziemlich wählerisch; am meisten liebt er sanftgewellten Boden in einer feuchtwarmen Gegend. Die unteren Abhänge von Hügel mit ihrer fortwährenden Feuchtigkeit bieten den besten Standort für den Theesrauch, der nicht leicht zu viel Nässe, aber leicht zu viel Trockenheit bekommen kann. Zuderrohr wächst nur in den beiden südlichsten Provinzen Kuangtung und Kuangsi, sowie im südlichen Teil der Provinz Fokien in der Umgebung des Vertragshafens Amoy. Die große Zahl der in China kultivierten Gemüsearten, die als Zulust zum Reis genossen werden, hier aufzuzählen, würde zu weit führen. Manche davon wachsen auch in Europa, andre jedoch nicht, wie die süße Kartoffel oder Watate. Sie wird von den Chinesen unsrer Kartoffel unbedingt vorgezogen, wogegen die meisten Europäer nicht viel darauf geben. Erwähnt sei noch, daß auch die besten aus Europa bezogenen und auf chinesischen Boden gepflanzten Gemüse-Arten leider niemals denselben Wohlgeschmack haben, wie in der Heimat. Die Same ist für sie selbst in Nordchina zu stark, so daß z. B. Erbsen und Bohnen zu schnell reifen, wodurch sie mehlig werden und an Zartheit einbüßen.

Wie die Chinesen so manches anders machen, als die Europäer, so auch das Dingen ihrer Felder. Dies geschieht nämlich fast allenthalben nicht vor dem Säen oder Einpflanzen, sondern während des Wachstums der Feldfrüchte. Der Reis wird aus Kübeln mit flüssigem oder halbflüssigem Dünger versehen. Das ist für die Nase eines gerade vorübergehenden Europäers keine ganz angenehme Sache. Die Chinesen selbst scheinen keine Geruchsnerven zu haben. Man kann oft sehen, daß ein Kuli die Stange, woran er zwei Eimer mit unaussprechlichem Inhalt trägt, über die Eimer legt, sich daraufsetzt und so in größter Gemütsruhe ein Stück Wassermelone, eine Apfelsine oder eine andre Frucht verzehrt. Sollte sich dann ein des Wegs kommender Fremder entsetzt die Nase zuhalten, so kann er sicher sein, daß dies bei dem Kuli große Heiterkeit erregt.

Die Landleute folgen im Reiche der Mitte nirgends dem System der Einzelhöfe, wie in Nordwestdeutschland, wo jeder Bauer sein Haus inmitten seiner Acker liegen hat, sondern sie wohnen immer in kleinen und kleinsten Dörfern beisammen, gerade so wie man es in Mitteldeutschland findet. Dadurch wird einerseits den Ackern am wenigsten Platz entzogen, und das ist ein Grund, der allerdings in den überfüllten Provinzen des Südens ins Gewicht fällt. Im Norden ist es hauptsächlich die Furcht vor Räubern, die die Leute zusammenhält. Alle chinesischen Landleute müssen bei dem vielen armen Gesindel, das sich überall umhertreibt, in fortwährender Angst sein, bestohlen zu werden. Im Spätsommer und Herbst errichten die Bauern auf den Feldern und in den Obstgärten eigens Gitter für die Wächter, die Tag und Nacht aufpassen müssen, daß

nichts gestohlen wird. Wo Sorghum wächst, legt man die Gitter so hoch an, daß die Wächter die Felder übersehen können, weil die ganze Anlage sonst zwecklos wäre. In ärmlichen Dörfern, wo der einzelne Bauer keine eignen Wächter bezahlen kann, thut man sich zusammen und mietet gemeinsam einige, die durch die Umgebung des Dorfs besonders zur Nachtzeit nach Dieben abzustreifen haben. —

(„Kölnische Zeitung.“)

## Kleines Feuilleton.

— **Pariser Bühnenmissstände.** Der Direktor der Pariser Komischen Oper, Albert Carré, hat den Brüsseler „Soir“ wegen Verleumdung und Verleumdung auf 10 000 Franken Schadenersatz verklagt. Das genannte Blatt brachte nämlich kürzlich die Meldung, die junge Sängerin Paquot habe die Brüsseler Bühne der Komischen Oper vorgezogen, nachdem sie — Fräulein Paquot — in ihrer Unerfahrenheit anfänglich die „Nachteile und gewöhnlichen Fallstriche“ eines ihr von der Leitung des gedachten Pariser Theaters angebotenen Vertrags nicht abgewogen habe. Angesichts der ihm zugegangenen Klage erklärt der „Soir“, jede persönliche Verleumdung des Herrn Carré habe ihm ferngelegen und die beanstandeten Ausdrücke seien nur auf die Schattenseiten der Bühnenverträge für Künstler überhaupt gemünzt gewesen. Diese Verträge lauteten durchweg zum Vorteil des einen, zum Nachteil des andern und wimmelten von anscheinend harmlosen Bestimmungen, vor denen nur abgefeimte und erfahrene Künstler sich hüten könnten. Jahraus jahrein hätten die Gerichte mit Theaterprozessen zu thun, die bewiesen, wie verwickelt die Bühnenverträge seien und welche Hinterthürchen und Fallen sie enthielten. Die gewöhnlichste Klausel sei, daß der Künstler sich auf drei Jahre, der Direktor auf ein Jahr verpflichte, und alle übrigen Bestimmungen schlössen sich dieser Klausel würdig an. So heiße es in den Verträgen der Pariser Komischen Oper, daß der Künstler sich verpflichte, auf dieser Bühne wie auf allen andern, die der Direktor für gut finde, und zwar in Frankreich oder im Auslande, bei Abend- und Morgenvorstellungen sowie Konzerten zu singen und zu spielen, desgleichen in allen sonstigen Fällen, wo es dem Direktor beliebt. Dagegen sei es ohne die schriftliche und ausdrückliche Erlaubnis des letzteren dem Künstler streng untersagt, auf irgend einem Theater, bei irgend einem öffentlichen oder Privatkonzert, aus welchem Vorwande es auch immer geschehen könnte, gegen oder ohne Vergütung aufzutreten. Der „Soir“ fährt dann fort: Wie man sieht, ist alles angelegt, den Künstler völlig dem Gutdünken des Direktors zu unterwerfen und an der Ausübung des eignen Willens zu verhindern. Aber vor allen Klauseln ist die erste — wie wir glauben, eine Sonderheit der Pariser Musikbühnen — die außergewöhnlichste, zugleich aber die, woran die jungen Künstler sich am wenigsten stoßen. Diese haben alle Bedingungen und das länglichste Gehalt angenommen, um dafür die Ehre zu erlangen, der Komischen Oper anzugehören, auf dieser großen Pariser Bühne aufzutreten und Erfolge zu erzielen, vor denen die ganze Welt staunen soll. Statt dessen befördert sie der Direktor nach Carpentras, Steenoderzeel oder Limbuck und bestiehlt ihnen, dort zu bleiben und das sanre Handwerk auszuüben, wie es auf den niedrigsten Provinzialbühnen betrieben wird. Diese Reisen haben ihren Sondernamen, sie heißen „Strafverschickungen“. Und die Unglücklichen haben nicht einmal das Recht, sich zu beschweren. Im vergangenen Jahre besaß das königliche Theater in Antwerpen und Lüttich eine übrigens reizende derartige Künstlerin, die ohne das geringste Recht zu einem Einspruch von der Leitung der Komischen Oper dorthin gesandt worden war. Sie war nicht zufrieden, und wir begreifen das. Auch auf den Bühnen in Frankreich sind solche Künstlerinnen im Ueberflusse vertreten. Die Theatergruppe der Komischen Oper zählt an 60 Mitglieder und ist die zahlreichste, die wohl noch dagewesen ist. Wie viele aber dieser Mitglieder, die auf ihren Eintritt so stolz waren, sind nie auf der Bühne erschienen oder haben dort zufällig kaum einmal gesungen, und was ist aus ihnen geworden? Sie sind rechts und links, wohin eben die Direktion sie zu schicken beliebte, und warten auf den Ablauf ihres Vertrags und die damit wiederzuerlangende Freiheit. Das sind die Verhältnisse, welche die jungen unerfahrenen Künstler nicht kennen und nicht ahnen, weil sie, geblendet durch das Streben nach dem schönen Titel „von der Komischen Oper“, den sie auf ihre Befürchtungen setzen möchten, nicht daran denken, daß das Unwahrscheinliche möglich ist. —

— **Aus dem Tagebuch eines Chinesen.** Ein russisches Provinzialblatt teilt folgende Stellen angeblich aus dem Tagebuch eines einfachen Chinesen mit:

„Heute ließ der Mandarin mich zu sich kommen und verlangte zehn Taëls von mir. Ich verkaufte so viel ich konnte von meinem Besitz und gab ihm sieben Taëls. Da bekam ich 100 Stockschläge auf die Fußsohlen.“

Heute geriet ich mit einem Missionar in Streit. Auf Befehl des Mandarinen bekam ich 50 Stockschläge auf die Schultern.

Eine Voger-Abteilung des Prinzen Tuan kam heute in unser Dorf. Weil ich mit den Missionaren und den Fremden freundlich gewesen, bekam ich 200 Stockschläge auf den Rücken.

Der Vicekönig ließ mir heute 150 Stockschläge geben, weil ich mit den Vogern Beziehungen unterhalten hätte.

Heute kam der Tao-Tai an und machte ein Edikt des Bogdchans bekannt. Ich bekam 100 Stockschläge auf die Fersen aufgezählt.

Das Edikt des Bogdchans war, wie sich heute herausstellte, gefällig. Man gab mir 200 Stockschläge auf den Rücken.

Eine Abteilung regulärer Truppen zog durch unser Dorf. Die Soldaten nahmen alles Vieh und allen Reis weg und ich bekam 125 Stockschläge auf die Schultern.

Eine Abteilung Soldaten des Prinzen Tuan braunte heute mein Haus nieder und ich erhielt 3 Lanzentische.

Heute wurde ich von Soldaten auf dem Felde aufgegriffen. Sie fragten mich, zu welcher Partei ich gehöre: ob ich es mit den Vogern halte oder mit den Fremden oder mit der Mandchu-Dynastie? Ich wußte nicht, was ich antworten sollte und bekam 200 Stockschläge auf den Rücken.

Heute wurde ich verhaftet, vor den Mandarin geführt, dann in den Block geschlossen und in eine tiefe Grube geworfen.

Soldaten zogen mich aus der Grube heraus, befreiten mich und gaben mir 100 Stockschläge auf den Rücken, die Schultern und die Fußsohlen . . .

Ulv. —

**Geographisches.**

k. Ein verschwindender See. Ein bekannter See in Südafrika ist im Verschwinden begriffen. Vor kurzem wurde erst das Eintrocknen des Lobnorsee gemeldet, und jetzt erzählt der süd-afrikanische Pionier D. Wilson, der unter dem Namen Natabel-Wilson bekannt ist, nachdem er sieben eine fünfzehn Monate dauernde Expedition durch die große Kalahariwüste gemacht hat, daß er den Ngamifsee vollständig trocken gefunden hat. Er berichtet über seine Reise: „Ich verließ mit zwei weißen Gefährten, zwei Eingeborenen und einem Wagen mit sechzehn Ochsen im April 1899 Athamatstown in Palachwe. Bald kamen wir in die Wüste, und da während der ersten 130 Meilen nur drei Wassergruben sind, mußten wir mit größtmöglicher Schnelligkeit vordringen. Der erste Brunnen war so trocken, daß wir jedem Ochsen nur anderthalb Eimer Wasser geben konnten und dies nur, nachdem wir zwei Tage darauf warteten, bis das Wasser sich in der Grube sammelte. Nach einer Reise von 7 1/2 Tagen bei fürchterlicher Hitze durch schweren Sand, fanden wir in einer zweiten Grube einen etwas größeren Wasserbottich. Dann kamen wir durch ein Land, das ein Paradies für Jagdliebhaber ist, und erreichten fünf Wochen nach dem Aufbruch von Palachwe den Voletlfluß und den Ngamifsee. Bis zu diesem Punkt waren die uns begegnenden Eingeborenen vollkommen freundlich und wir hatten wenig Mühe mit ihnen. Die große Wüste wird hauptsächlich von nomadischen Stämmen und Buschleuten bewohnt, die wie die Tiere leben. Sie haben weder Dörfer noch Häuser und durchstreifen in kleinen Banden das Land. Sie halten sich hauptsächlich in der Nähe der Wassergruben in der Wüste und erwarten dort die Tiere, die sie dann mit ihren vergifteten Pfeilen töten. Es ist ein harmloses Volk, das von den die Wüste umgebenden, mächtigeren Stämmen in Abhängigkeit gehalten wird. Selten kommen sie mit den Weißen in Berührung. Am Abend sitzen sie um ihre Feuer, singen Zauberslieder und Klatschen dazu in die Hände. Die Frauen tragen den ganzen Haushaltungsbesitz und die Kinder in einem kleinen Bündel auf dem Rücken. Die Buschleute sind hellfarbig, schrecklich schmutzig und sehr abgezehrt. Den Ngamifsee fanden wir bei unsrer Ankunft völlig trocken. Es mag einst ein See gewesen sein, aber jetzt ist es nur ein großer Sumpf. Während meines Aufenthalts überschwennte der Olavango, der den See speist, seine Ufer, und nach acht Jahren der Dürre war der sogenannte See, der 30 zu 15 englische Meilen mißt, eine leichte Wasserfläche. Die ungeheuren Giraffenherden in der Nähe des Sees werden von den Eingeborenen ausgerottet; einmal töteten sie bei einer einzigen Jagd 165 Tiere. Vom Ngami gingen wir nördlich und nordwestlich den Olavango entlang, durch ein thalähnlich unerforschtes Land. An seinen oberen Wassern, 300 Meilen nördlich vom See, waren die Leute auf deutschem und portugiesischem Gebiet sehr gut bewaffnet, sogar mit Martini-Henry-Gewehren. Auf Befragen sagten sie, daß sie Pulver und Gewehre von portugiesischen Händlern bekämen. Die ganze Gegend ist voll von Nashörnern, Flupferden, Löwen, Elefanten und andrem großen Wild. In einer Nacht griffen zwei Löwen mein Lager an, nahmen eine Geis und töteten eine große Bulldogge. In dem ganzen Gebiet traf ich keinen Europäer, und die Eingeborenen sagen, daß sie außer bei einer Gelegenheit niemals einen deutschen Beamten gesehen hätten.“ Da es fortgesetzt an Wasser fehlte, mußte Wilson auf demselben Wege wieder nach Palachwe zurückkehren.

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Das Ergrünen der Nadelholz-Keimlinge im Dunklen gegenüber dem gewöhnlichen Verhalten der Keime, die farblos aus der Erde kommen und erst im Lichte grün werden, ist ein seit langer Zeit bekanntes Phänomen, welches auf eine leichte Verschiedenheit des Chlorophylls bei diesen Pflanzengruppen hindeutet. Schon Moench hatte bemerkt, daß eine einzige Konifere, der in nördlichen Parken prächtig gedeihende japanische Ginkgo, welcher eine hinfallige laubholzartige Verlaubung besitz, eine Ausnahme macht und dadurch, wie in andern Verhältnissen, andeutet, daß er ein andres Blut besitzt wie diese. A. Burgerstein hat nimmehr, wie der „Prometheus“ den „Berichten der deutschen botanischen Gesellschaft“ entnimmt, diese

Versuche etwas weiter ausgedehnt, zunächst auf die übrigen Nadel-samer, von denen die einzige noch in Europa einheimische Gattung, das schon in der Schweiz vorkommende, schafthalmartige Meer-träubchen (Ephedra), ebenfalls im Dunklen ergrünende Keimlinge lieferte, die schon bei 5–10 Grad Farbe bekamen und bei 15 bis 20 Grad kräftig grün wurden. Anders dagegen verhielten sich Keimlinge von Tsugas und Jamsia (und wahrscheinlich diejenigen aller Cycadeen) wie Ginkgo, mit dem sie ja auch die männlichen Keimfäden und andres gemein haben, und ergrünten selbst bei den ihrer Keimung günstigsten Temperaturen im Dunklen nicht. Bei manchen Koniferen, besonders aus den Gattungen Abies und Cedrus, enthält der Keimling schon im ruhenden Samen Chlorophyll, oder dasselbe erscheint beim Keimen schon, bevor das Wurzeln die Samenschale durchbricht, darin oder gleich nachher, in allen Fällen, bevor der Keim ans Licht kommt. Von den andern Koniferen ergrünen die Lärchen am schwächsten im Dunklen, und hier bleibt der Keimblätterträger weiß. Dagegen bildet bei den Araucarien sogar der ans der Vegetationsspitze hervortretende junge Stamm selbst bei wochenlanger Lichtentziehung zahlreiche grüne Blätter aus. Bei den länger im Dunklen gehaltenen Koniferen- und Ephedra-Keimlingen streckt sich ebenso, wie bei den Angiospermen der Keimblatt-Träger stärker als die Wurzeln und Keimblätter. —

**Humoristisches.**

— Phlegmatisch. „Herr Lehmann, kommen Sie schnell, Ihr kleiner Sohn Paul hat sich arg mit dem großen Brotmesser geschnitten.“  
Lehmann: „Na, na, so schlimm wird es wohl nicht sein.“  
„Ja, ja, er schwimmt in seinem Blute.“  
Lehmann: „Unstun, er kann ja gar nicht schwimmen!“ —  
— Feierliches Geleite. Der Kapellmeister: „Maestoso! Maestoso! des is doch a Trauermarsch! Ihr spielt's ja Vivace, als wollt Ihr a Schwiegermutter begraben!“ —  
— Doch! Fremder: „Habt Ihr denn hier am Ort gar keine Sebenswürdigkeiten?“  
Bauer: „Dös schon — den Schustersepp sei Meßi, die hat an Schnurrbart!“ —

**Notizen.**

— Die Buchausgabe von Gerhart Hauptmanns neuem Drama „Michael Kramer“ erscheint am 22. Dezember bei S. Fischer in Berlin. —  
— Der Oberregisseur der Seceffionsbühne Dr. Martin Fiedel scheidet am Schluß der Saison aus seiner bisherigen Stellung aus und macht den Uebergang der Seceffionsbühne in das Neue Theater nicht mit. —  
— Die vierte Aufführung der „Drestie“ durch den Akademischen Verein für Kunst und Litteratur“ findet am 28. Dezember statt. —  
— Lothar Kempters Oper „Die Sansenlottes“, Text von Hans Hochfeld, erzielte bei der Erstaufführung im Züricher Stadttheater großen Erfolg. —  
— Das National-Theater in Christiania hat in seinem nunmehr abgeschlossenen ersten Spieljahre 70 000 Kronen Betriebsüberschuß gehabt. —  
— Richard Wagners „Wallüre“ wurde bei der Erstaufführung am Petersburger Hofopertheater in russischer Sprache mit großem Beifall aufgenommen. —  
— Bei Bruno und Paul Cassirer sind 40 Delbilder, Radierungen und Lithographien des Frlm. v. Gleichen-Rußwurm bis Ende Januar ausgestellt. —  
— Heute wird im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums die Ausstellung der Schülerarbeiten aus der königlichen Kunstschule und der Unterrichtsanstalt des Museums eröffnet. Die Ausstellung wird bis Ende Dezember dauern. —  
— Das Dresdener Kupferstichkabinett hat von seinen Handzeichnungen moderner Meister dreißig Blätter in musterzüglichen Nachbildungen veröffentlicht. Neben Studien von Menzel, Leibl, Feuerbach, Liebermann, Gehger und Greiner sind ein Selbstbildnis von Stauffer-Bern und zwölf Zeichnungen von Max Klinger hervorzuhelen. —  
— Kolo Moser, das Mitglied der Wiener Seceffion, hat die Bilder für eine österreichische Volksschulbibel gezeichnet; das Buch ist im K. K. Schulbuchverlag in Wien erschienen. —  
— t. Eine botanische Expedition nach Brasilien wird die Wiener Akademie der Wissenschaften im nächsten Jahre entsenden. —  
— Der Ingenieur Gedale hat einen Plan ausgearbeitet, um die Eisenbahnlinie im Thale von Vosta durch einen Tunnel von 13 Kilometer unter dem Mont Blanc her mit den in das Chamounizthal geleiteten französischen Bahnen bei St. Didier zu verbinden. Die höchste Erhebung würde nur 1000 Meter über dem Meere betragen und der Bahnbetrieb durch elektrische Kraft bewirkt werden, die durch die dortigen Wasserkräfte leicht zu beschaffen ist. —